

Berliner Colloquien zur Zeitgeschichte

Beilage zum *Mittelweg* 36

Virtuelle Erinnerungsstätten

Mischa Gabowitsch **Prekäres Gedenken** 99

Aleida Assmann **Der iPod als Denkmal**

Zwei Gedenkorte in Gusen (Oberösterreich) und Berlin 102

Vera Dubina **Spuren des GULag im
postsowjetischen Russland** 110

Mischa Gabowitsch

Prekäres Gedenken

Die Debatte um Gedenkorte sowohl in der breiten Öffentlichkeit als auch in der Fachwelt konzentriert sich allzu oft auf eine Handvoll bekannter Einrichtungen. Zur Bewertung dienen darüber hinaus inhaltliche Maßstäbe und Präsentationsstandards wie das Überwältigungsverbot, die innerhalb Deutschlands wie auch in der europäischen und weltweiten Diskussion in unterschiedlichen Graden etabliert oder umstritten sind. Dabei wird meist außer Acht gelassen, dass Gedenkstättenarbeit abseits der großen, weitbekannten und finanziell gut abgesicherten Erinnerungsorte in vielfacher Hinsicht prekär ist. Das betrifft nicht nur die wirtschaftliche Lage vieler Gedenkstätten, sondern auch ihre gesellschaftliche Rolle – vor allem in Ländern und an Orten, an denen sie mit Desinteresse, mangelnder Anerkennung und staatlichen Anfeindungen oder auch nur rigiden politischen Vorgaben konfrontiert sind. Prekär ist schließlich auch die berufliche Situation vieler, insbesondere jüngerer Mitarbeiter.

Diese Problematik war Gegenstand des 16. Berliner Colloquiums zur Zeitgeschichte, das unter dem Titel »Brüssel, Beutelsbach und Butowo:

Wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Rahmenbedingungen der Gedenkstättenarbeit« am 26. und 27. September 2014 stattfand.¹ Der Begriff »Brüssel« meint dabei homogenisierende Normen, die sich nicht zuletzt über die Bedingungen der Gedenkstättenfinanzierung durch die EU oder andere internationale Geldgeber durchsetzen. »Beutelsbach« verweist auf den »Beutelsbacher Konsens«,² dessen Grundsätze – Überwältigungsverbot, Kontroversitätsgebot und Subjektorientierung – nicht nur in Deutschland als Grundlage für die politische Bildungs- und Gedenkstättenarbeit gelten, sondern, vor allem über die »International Memorial Museums Charter«, inzwischen auch in die internationale Normenlandschaft Eingang gefunden haben.³ »Butowo« schließlich versinnbildlicht gesellschaftliches und staatliches Desinteresse: Der wichtigste Schauplatz der Erschießungen im Moskauer Raum während des Großen Terrors von 1937/38 ist zwar offiziell seit den 1990er-Jahren eine von der russisch-orthodoxen Kirche verwaltete Gedenkstätte, in der vor allem der orthodoxen Christen unter den über 20 000 dort Ermordeten gedacht wird; der Ort zieht aber nur vereinzelte Besucher an und spielt in der öffentlichen Wahrnehmung so gut wie keine Rolle.

Neben den vielfältigen Gründen für die Prekarität der meisten kleineren Gedenkstätten und den Auswirkungen auf deren Arbeit diskutierten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Colloquiums auch über bestehende Lösungsansätze. Eine solche Idee – die virtuelle Gedenkstätte – ist Thema der hier vorgestellten Aufsätze von Aleida Assmann und Vera Dubina, die aus dieser Debatte heraus entstanden sind. Indem sie Beispiele für virtuelle Gedenkstätten aus Österreich und Deutschland beziehungsweise aus Russland analysieren, zeigen sie auf, welche Antworten auf unterschiedliche, ja gegensätzliche Probleme der gesellschaftlichen Akzeptanz von Gedenkstätten solche Projekte bieten können.

Im deutschsprachigen Raum wird – auch angesichts der relativ hohen Gedenkstättendichte – mancherorts bereits Kritik an einer »Diktatur der Vergangenheit« laut. Aleida Assmann weist diese Vorstellung in ihrem Essay entschieden zurück, demonstriert aber auch, wie neue technische Mittel (beispielsweise MP3-Player) an einem historischen Ort mehrere Schichten geschichtlicher Realität freilegen können, ohne den öffentlichen Raum radikal umzugestalten und ihn auf seine vergangene Bedeutung zu reduzieren.

1 Konzipiert wurde das von Bettina Greiner organisierte Colloquium von Enrico Heitzer (Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten, Oranienburg), Markus Pieper (Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, Berlin) und mir; unter den Gästen aus Deutschland, Schweden, Dänemark, Polen, Lettland, Russland und Australien waren neben Vertreterinnen verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen auch Praktiker aus der Gedenkstättenarbeit.

2 Vgl. Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, »Beutelsbacher Konsens«, Beutelsbach 1976; online unter: www.lpb-bw.de/beutelsbacher-konsens.html [27. 4. 2015].

3 Vgl. International Holocaust Remembrance Alliance, »International Memorial Museums Charter«, ohne Ort 2012; online unter: http://holocaustremembrance.com/sites/default/files/mmwg_international_memorial_museums_charter_o.pdf.

Vera Dubina hingegen bezieht sich auf einen Kontext – den des heutigen Russlands –, in dem der Erinnerung an die staatlichen Massenverbrechen der Vergangenheit nur sehr vereinzelt Raum gegeben wird und selbst bescheidene Gedenkinitiativen an den Schauplätzen historischen Geschehens jederzeit auf staatlichen oder gesellschaftlichen Druck hin eingeschränkt werden können, wie zuletzt der Fall des GULag-Museums Perm-36 demonstrierte. Dort ist inzwischen die Versuchung groß, virtuelle Gedenkstätten als eine Art Ersatz für prekäre physische Orte des Gedenkens zu betrachten.

Tatsächlich jedoch fällt der Kontrast zwischen einem geschichtsgesättigten Westeuropa und geschichtsvergessenen Ländern wie Russland nicht ganz so eindeutig aus, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Auch in Deutschland finden wir kleine Gedenkstätten, etwa in Mecklenburg-Vorpommern, denen nicht bloß Desinteresse, sondern aktive Ablehnung entgegenschlägt. Und auch im österreichischen Gusen, in dem die erste der beiden von Aleida Assmann besprochenen iPod-Installationen des Künstlers Christoph Mayer zu hören und zu erleben ist, haben wir es eindeutig mit einer Verdrängungsgeschichte und nicht etwa mit inflationärem Gedenken zu tun. In Russland hingegen sind bestimmte Bezüge auf die eigene Geschichte omnipräsent, nur betrifft das in erster Linie die zumeist als heroisch verstandene Geschichte des Sieges im Großen Vaterländischen Krieg, für deren Präsentation in immer neuen materiellen und virtuellen Gedenkstätten enorme Summen aufgewendet werden.

Neue Technologien – ob Internetportale, iPods oder Virtual-Reality-Brillen – haben in all diesen Fällen das Potenzial, wichtige Schichten der Vergangenheit ins Bewusstsein zu rufen, ohne den öffentlichen Raum oder auch nur bestimmte Orte durch das Gedenken an Gräueltaten zu monopolisieren. Sie verlieren jedoch dann an Wirkung, wenn sie sich von diesen Schauplätzen ganz abkoppeln, um sich komplett ins Virtuelle zurückzuziehen – und können gar mit der historischen Materialität des Ortes in Konflikt geraten, wenn sie sich anschicken, diese mit einer allzu aufdringlichen virtuellen Ebene zu überlagern. Digitale Gedenkstätten werden kaum je als Ersatz für physische Orte des Gedenkens dienen können. Der Mittelweg zwischen diesen beiden Fehlgängen ist nicht leicht zu finden, er muss für jeden Ort neu gesucht werden. Wenn sich die neuen technischen Mittel jedoch mit dem – oft genug furchtbaren – *genius loci*, mit seiner körperlich erlebbaren Materialität, aber auch mit den Menschen verbinden, die eine Gedenkstätte mit Leben erfüllen und sie als Institution aufrechterhalten, können sie unsere Erfahrung an solchen Orten etwas weniger prekär, etwas intensiver machen.

*Mischa Gabowitsch, Soziologe und Zeithistoriker,
ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Einstein Forum Potsdam.
gabowitsch@gmail.com*

Der iPod als Denkmal

Zwei Gedenkorte in Gusen (Oberösterreich)
und Berlin

Diktatur der Vergangenheit

Durch den inflationären Gebrauch des Wortes ›Erinnerungskultur‹ hat sich in der deutschen Öffentlichkeit die Vorstellung gebildet, es handele sich dabei um einen automatischen Prozess, der sich immer weiter ausbreite. Diese Entwicklung wird nicht nur positiv gesehen, sondern löst auch kritische Reaktionen aus. So kommt es zur Formulierung von der »Diktatur der Vergangenheit«, der man Einhalt gebieten müsse, weil sie uns die Luft zum Atmen nehme. Weitere Denkmäler und Plaketten seien überflüssig, weil die Gesellschaft mit Vergangenheitswissen längst gesättigt sei, und obendrein schädlich, weil sie von einer Beschäftigung mit aktuellen Zukunftsfragen ablenke.¹ Man betrachtet zudem mit Sorge, wie sich durch bauliche Rekonstruktionen und die Hervorhebung historischer Orte die Vergangenheit im Stadtbild breitmacht und den Spielraum für die Gestaltung der Zukunft einschränkt.

Diese einfache Gegenüberstellung von Vergangenheit und Zukunft erweist sich bei näherer Betrachtung jedoch selbst als problematisch. Das Argument entstammt einem Denkstil, der bis in die 1980er-Jahre unhinterfragt blieb und den ich als »Zeitregime der Moderne« analysiert habe.² Inzwischen hat sich immer stärker die Einsicht durchgesetzt, dass die Anerkennung und Markierung einer von Gewalt oder sozialem Unrecht geprägten Vergangenheit die Zukunft nicht verstelle, sondern im Gegenteil soziale Integration fördere und neue Wege in eine demokratische Zukunft öffne.

Von einer »Diktatur der Vergangenheit« zu sprechen, ist zudem eine polemische Übertreibung, denn historische Orte sind nie selbstevident. Es ist ja keineswegs so, dass sie uns von sich aus anrufen: ›Hier bin ich; ich bin Zeuge und Mahnmal einer Geschichte, die nicht vergessen werden darf!‹ Wenn man sich um diese Orte nicht kümmert, geht das Leben über sie hinweg und verwischt automatisch die Spuren. Historische Gebäude werden permanent abgerissen, umgebaut oder durch neue Nutzung unkenntlich gemacht. Auch das Gedächtnis der Bewohner bewahrt nichts Zuverlässiges, sondern löst sich spätestens nach drei Generationen immer wieder auf.

1 Harald Welzer/Dana Giesecke, *Das Menschenmögliche*. Zur Renovierung der deutschen Erinnerungskultur, Hamburg 2012, S. 20 f.

2 Aleida Assmann, *Ist die Zeit aus den Fugen?* Aufstieg und Fall des Zeitregimes der Moderne, München 2013.

In W. G. Sebalds Roman *Austerlitz* reflektiert der Erzähler darüber, »wie wenig wir festhalten können, was alles und wie viel ständig in Vergessenheit gerät, mit jedem ausgelöschten Leben, wie die Welt sich sozusagen von selber ausleert, indem die Geschichten, die an ungezählten Orten und Gegenständen haften, von niemandem je gehört, aufgezeichnet oder weitererzählt werden.«³ Dieses Vergessen ist Teil der gesellschaftlichen Normalität. Nicht das Erinnern, sondern das Vergessen ist der Normalfall in Kultur und Gesellschaft. Vergessen wird jedoch problematisch, ja skandalös, wo wir es mit einer traumatischen Gewaltgeschichte zu tun haben. Die Verbrechen der NS-Zeit und das Unrecht früherer Epochen geben uns noch etliche Erinnerungs- und Denkaufgaben in der Gegenwart auf, die an einem historischen Ort konkret und explizit zum Thema gemacht werden können.

Psychisches Kino

Das Spektrum der Gedächtnismedien hat sich seit einem Jahrzehnt durch den iPod erweitert, der ganz neue Möglichkeiten für Gedenkstätten geschaffen hat. Mit diesem mobilen Apparat kann man einem Ort einen Soundtrack unterlegen, der ihn reanimiert oder eine vergangene und vergessene Dimension an ihn zurückholt. Diese Möglichkeiten des iPod haben die kanadische Künstlerin Janet Cardiff und ihr Lebensgefährte George Bures Miller genutzt und 2006 im zweihundertsten Gedenkjahr der Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt wirkungsvoll eingesetzt. Auf dem historischen »Erinnerungsfeld Windknollen«, wo das preußisch-sächsische Heer von Napoleon vernichtend geschlagen worden war, konnten die Besucher ohrenbetäubenden Kanonendonner, Pferdegetrappel, das Schreien von tödlich Verwundenen, schrille Kommandorufe und das Keuchen flüchtender Soldaten hören. Hinzu kamen der Bericht einer Zeitzeugin, aber auch Geräusche aus späteren Epochen wie heranrollende Panzer sowjetischer Truppen oder der einsame Schrei eines Greifvogels. In diesem Fall wurde auf äußere Bilder ganz verzichtet. Die Besucher mussten die künstlerische Soundinstallation selbst in innere Bilder verwandeln, weshalb die Künstlerin ihr Projekt auch als »psychisches Kino« bezeichnet hat. Der österreichische Künstler Christoph Mayer hat diese Idee aufgegriffen und produktiv weiterentwickelt. Aus dem Erlebnis einer atmosphärisch dichten Animation des Ortes ist bei ihm eine ganz neue interaktive Form des Geschichtsunterrichts und der persönlichen Reflexion geworden.

Die Gedächtnisorte, von denen hier die Rede sein soll, sind stumme historische Zeugen, die erst nachträglich zum Sprechen gebracht wurden. Nicht nur durch die Erhaltung historischer Gebäude und die Konservierung von

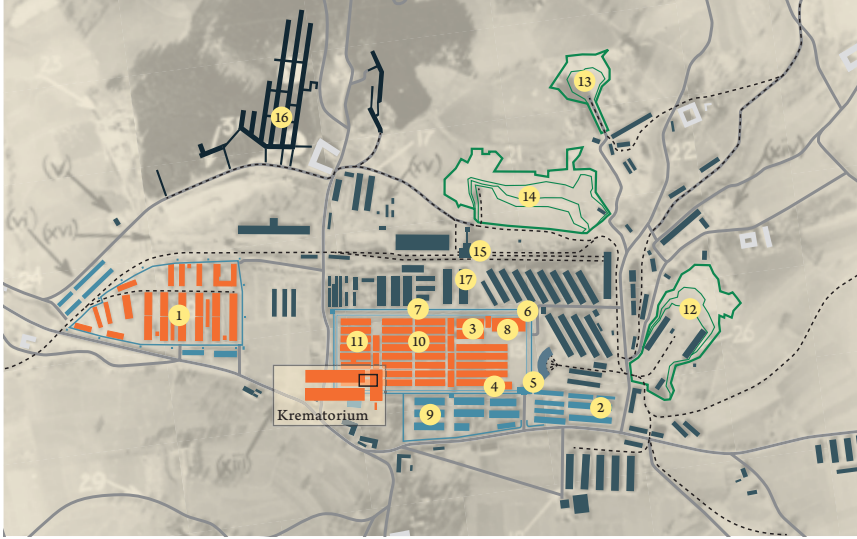
³ W. G. Sebald, *Austerlitz*, München 2001, S. 35.

Resten, sondern auch durch die Markierung von Schauplätzen kann die Vergangenheit trotz unweigerlicher und notwendiger Veränderungen in Städten, Dörfern und Landschaften ins Bewusstsein zurückgeholt werden. Diese Orte haben eine zeitversetzte Wirkung: Sie machen nachträglich sichtbar, was damals so nicht gesehen werden konnte, sollte oder wollte. Sie ermöglichen damit eine nachholende Wahrnehmung dessen, was zu seiner Zeit achtlos übergegangen, bewusst ausgeblendet und anschließend durch Schweigen aus dem öffentlichen Bewusstsein verdrängt wurde. Damit unterscheiden sie sich deutlich von jenen Denkmälern und Gedenkstätten, die in direktem zeitlichen Bezug zu einem Ereignis entstanden sind, wie das Denkmal des Terroranschlags auf Ground Zero in Manhattan im Jahre 2001 oder das Denkmal (wie immer es gestaltet werden wird) für die Opfer des Anschlags von Anders Behring Breivik auf der Insel Utøya bei Oslo im Jahre 2011. In diesen Fällen ist das Ereignis, auf das sie verweisen, im kollektiven Gedächtnis der Mitwelt ohnehin felsenfest verankert. Die Markierung des Schauplatzes als historischer Gedenkort hat in solchen Fällen weniger die Aufgabe, über ein Ereignis in der Vergangenheit aufzuklären, als die rituelle Funktion, das Andenken der Opfer des Terrors zu ehren und ihre Namen vor dem zukünftigen Vergessen zu bewahren.

Im Folgenden sollen zwei Arbeiten Christoph Mayers vorgestellt werden, in denen er scheinbar neutrale Orte in historische Erinnerungsorte verwandelt. Im ersten Fall hat er selbst die Initiative für eine Neugestaltung des Ortes ergriffen, im zweiten Fall wurde er zu einem Wettbewerb eingeladen und hat ein neuartiges Denkmal für Berlin konzipiert.

Die Gedenkstätte Gusen

Gusen ist ein kleines Dorf in Oberösterreich, in dem Christoph Mayer (geb. 1975) aufgewachsen ist. Dass dieses Dorf eine andere Geschichte hatte als andere Dörfer, ging ihm erst als Jugendlicher auf, als er begann, sich für verräterische Gesten und unterdrückte Worte der Dorfbewohner zu interessieren. So war er selbst in seiner Jugend Teil der dörflichen Tabuisierungs- und Verdrängungsgemeinschaft, bis er zusammen mit Rudolf Haunschmied die Geschichte des Ortes zum Gegenstand seiner intensiven Nachforschungen machte. Er fand heraus, was zwar einigen Historikern bekannt war, aber von der Bevölkerung und den Dorfbewohnern nicht als aktives Wissen geteilt wurde: dass Gusen nach dem Anschluss Österreichs an NS-Deutschland Teil des Doppellagers Mauthausen/Gusen gewesen war. In Gusen waren im letzten Kriegsjahr doppelt so viele Häftlinge wie in Mauthausen interniert, hier gab es noch mehr Todesopfer als in Mauthausen. In Gusen wurden Häftlinge vieler Nationen als Zwangsarbeiter für die Rüstungsindus-



- Infopunkte
- Schutzhaftlager (Häftlingslager)
- Lagerbewachung SS-Bereich
- Zwangsarbeiter, Rüstungsindustrie
- Unterirdische Rüstungsproduktion
- Zivilgebäude
- Steinbruch
- Strasse, Weg
- - - - Schiene

- | | | |
|----------------------------|---|---------------------------------------|
| 1 Gusen II | 8 Küchenbaracke | 13 Steinbruch Kastenhof
Oberbruch |
| 2 SS-Verwaltungsbaracken | 9 SS-Truppenunterkünfte | 14 Steinbruch Kastenhof
Unterbruch |
| 3 Häftlingsblock 6 und 7/8 | 10 Lager für sowjetische
Kriegsgefangene | 15 Steinbrecher |
| 4 Häftlingsbordell | 11 Häftlingsrevier | 16 Stollenanlagen
>Kellerbau< |
| 5 Jourhaus | 12 Steinbruch Gusen | 17 Rüstungsindustrie |
| 6 Nordöstlicher Wachturm | | |
| 7 Nördlicher Wachturm | | |

Luftaufnahme von Gusen aus dem Jahr 1945.

trie eingesetzt. In einem Bergwerk wurden sie geschunden und 37 000 von ihnen durch Schwerarbeit und Misshandlungen zu Tode gebracht.

Doch nach dem Krieg gab es schon bald nichts mehr, was noch an deren Leiden erinnerte. Es gab nämlich schon bald nach Kriegsende einen amtlichen Beschluss, eine offizielle Gedenkstätte in Mauthausen zu errichten und das KZ Gusen von seinen historischen Spuren zu befreien. Die Gebäude wurden neu genutzt, und so wurde aus Gusen wieder ein ganz normales Dorf, das nach dem Krieg viele Flüchtlinge aufnahm. So lebten hier Menschen zusammen, die von der Geschichte des Ortes entweder nichts wussten oder nichts wissen wollten. Die praktizierte lokale Erinnerung beschränkte sich auf die wenigen Überlebenden, die regelmäßig an diese traumatische Stätte zurückkehrten und 1965 dort ein Denkmal errichteten. Von diesen Menschen und ihren Aktivitäten nahmen die Dorfbewohner keine Notiz. Nichts mehr deutete auf die Gewaltgeschichte dieses Ortes mit seinen gepflegten Eigenheimen und blühenden Gärten, bis Christoph Mayer am 6. Mai 2007, dem 62. Jahrestag der Befreiung Gusens, an diesem Ort sein Denkmal der Öff-

fentlichkeit vorstellte. Mithilfe einer Audioinstallation hat er das verdeckte Unterste nach oben geholt und die vergessene Schicht der Geschichte des Ortes nach Jahrzehnten des Schweigens wieder zu Gehör gebracht.⁴

Mit einem MP3-Player ausgerüstet kann man heute durch die Gartenstraße gehen und dabei verschiedene Stimmen hören: eine >GPS-Stimme< mit genauen Anweisungen für die Route der Begehung sowie Ausschnitte aus Gesprächen mit Zeitzeugen, Opfern, Tätern und Anwohnern. Man bewegt sich durch das Dorf wie durch ein Museum, nur dass hier der Blick nicht am Sichtbaren hängen bleibt, sondern durch das sinnlich Wahrnehmbare hindurch auf die unsichtbare Vergangenheit gelenkt wird. Der Audioweg, der bis zum Bergstollen führt und die tägliche Marschroute der Häftlinge abschreitet, legt das Verschüttete frei, ohne dafür auch nur einen Stein zu bewegen. Er schneidet durch die Zeitschichten hindurch und holt das Verdrängte und Verschwiegene ins Bewusstsein zurück. Gegenwart und Vergangenheit werden durch die Stimmen, die persönliche Erfahrungen und lebendige Erinnerungen verkörpern, lebhaftig miteinander verbunden. Der Audioweg führt durch die Zeitschichten hindurch und holt dabei das Verdrängte und Verschwiegene ins Bewusstsein zurück, kurz bevor es vor Ort endgültig vergessen war.⁵

Das Frauengefängnis Barnimstraße in Berlin

Im Osten Berlins hat Deutschland im Laufe des 20. Jahrhunderts nicht weniger als sechsmal seine politische Gestalt grundlegend und abrupt geändert: Auf das Kaiserreich, das im Ersten Weltkrieg zerbrach, folgte die Weimarer Republik, der NS-Staat, die sowjetische Besatzungszeit, die DDR und der Beitritt zur BRD. Diese historische Komplexität wird im Stadtraum wie im Bewusstsein der Bevölkerung allerdings immer wieder verkürzt und vereinheitlicht. Das Denkmal an der Stelle des ehemaligen Frauengefängnisses Ecke Barnimstraße in Berlin ist ein weiteres Denkmalprojekt von Christoph Mayer, das die Möglichkeit bietet, diese unterschiedlichen Schichten der Geschichte auf eine neue Weise zu begehen. Im Mai 2015 soll es in Berlin der Öffentlichkeit übergeben werden.

An dem historischen Ort existieren keine Spuren mehr von dem Frauengefängnis, das hier von 1864 bis 1970 gestanden hat. Nach dem Abriss wurde hier kein neues Gebäude errichtet, sondern die Baulücke als Verkehrs-

4 Vgl. Stephan Lebert, »Ein Dorf und der Tod«, in: *Die Zeit*, 3. 7. 2007, online unter: www.zeit.de/2007/19/KZ-Gusen [23. 3. 2015]; Peter Larndorfer, »Unsichtbares hören. Der >Audioweg Gusen<«, in: *Zeithistorische Forschungen / Studies in Contemporary History*. 8 (2011), 2, S. 315–321, online unter: www.zeithistorische-forschungen.de/2-2011/id=4581; sowie Christoph Mayer, »Das unsichtbare Lager – Audioweg Gusen«, online unter: <http://audioweg.gusen.org>.

5 Im Januar 2011 hat der Deutschlandfunk den Soundtrack dieses Erinnerungsweges als Hördokument gesendet.

übungsplatz für Schüler genutzt. Sichtbar vom historischen Ort sind somit nur noch die genauen Ausmaße des ehemaligen Gebäudes, die von der Baumbepflanzung angedeutet werden. Wie die Fußspur eines Dinosauriers im versteinerten Lehm haben wir hier lediglich einen negativen Abdruck des Gebäudes vor uns. Das geplante Denkmal respektiert die aktuelle Nutzung dieses Ortes. Es beansprucht selbst keinen Platz, sondern nutzt das, was die Örtlichkeit vorgibt. Die Besucher werden angeleitet, eine Verbindung herzustellen zwischen dem Erlernen von Verkehrsregeln der Straßenverkehrsordnung und den unterschiedlichen Rechtsordnungen verschiedener politischer Systeme. Die Besucherin des Denkmals tritt in diese Struktur des Platzes ein, auf dem sie sich zusammen mit den Verkehrsschülern bewegt, allerdings auf einer eigenen Route nach den Anweisungen der GPS-Stimme ihres iPod. Auf diese Weise wird das Denkmal zu einem ›Gehmal‹. Im Abschreiten des klar geordneten Terrains treten Vordergrund und Hintergrund auseinander. Denn es sind beim Gehen zwei Sinneskanäle aktiviert: Die Augen der Besucher sind mit der Gegenwart verbunden, während sie sich mit ihren Ohren auf den Spuren der Vergangenheit bewegen. Man schaut durch den Schleier des Hier und Jetzt auf das Einstmals Dort. Das führt zu interessanten Interferenzen. Während man den Zeitzeuginnen zuhört, die eine vergangene Welt wiederaufleben lassen, mischt man sich unter die Jugend, die für die Zukunft ihre Verkehrssicherheit einübt. Man tritt in den Strom ihrer Bewegung ein, denn dieses Denkmal ist nicht ein Ort der Stillstands und des Herausfallens aus der Zeit, sondern ein belebter Ort, den man mit anderen teilt, die ganz andere Interessen und Absichten haben. Aber auch die Schulklassen, die an Verkehrsübungen teilnehmen, sehen die Besucher und merken dabei, dass ihr Übungsplatz auch ein historischer Ort ist, über den es noch Wichtiges zu erfahren gibt.

So wird mithilfe des iPod aus dem Einüben von Verkehrsregeln ein Lehrpfad durch die deutsche Geschichte, denn anders als die anderen Verkehrsteilnehmer bewegt man sich nicht nur im Raum, sondern auch durch die Zeiten. Der iPod fordert von den Besuchern dabei zweierlei: den Bewegungsanleitungen genau zu folgen und dabei den Frauenstimmen vorbehaltlos zuzuhören. Man lässt sich auf Stimmen ein, die keine zusammenhängenden Geschichten erzählen, sondern in der Art eines inneren Monologs intime Einblicke in ihr Leben, ihre Freuden und Ängste, ihre Erfolge und Niederlagen, ihre glücklichen Momente und traumatischen Erfahrungen geben. Alltägliches und herausragende Momente werden dabei zusammengehalten durch die Unverwechselbarkeit einer persönlichen Stimme.

An die erste Erzählerin schließen sich weitere an; jede baut die ihr eigene Welt auf, in die die Hörer hineingezogen werden. Man lernt nicht nur unterschiedliche Erfahrungen, Temperamente und Standpunkte kennen, sondern auch entgegengesetzte Normen und Wertsysteme, mit denen man sich auseinanderzusetzen hat. Stufe für Stufe dringt man wie mit einem Fahr-

stuhl in einer Tiefgarage immer tiefer in die Vergangenheit ein. Es öffnet sich ein unterirdisches Stockwerk nach dem anderen: die DDR, das Dritte Reich, die Weimarer Zeit und die Kaiserzeit. Jede dieser Epochen wird mit ihren eigenen gesetzlichen und kulturellen Rahmenbedingungen aus der Perspektive von jeweils zwei Frauen erzählt, die mit diesen Gesetzen in Konflikt kamen. Dabei wird auch sehr klar deutlich, dass Dinge wie Euthanasie, die in der NS-Diktatur erlaubt und sogar geboten waren, in der DDR unter Strafe standen und umgekehrt eine Straftat im Dritten Reich wie das Aufkleben subversiver Parolen in der DDR zur Heldentat wurde. Die Besucher bekommen keinen Gedenkstättenführer in die Hand, der sie durch dieses Labyrinth der Geschichte leitet; vielmehr werden sie dazu angeregt, die persönlichen Erfahrungen und Geschichten nah an sich heranzulassen, die entgegengesetzten Pole und Perspektiven auszuhalten und sich selbst mit diesen Innensichten auseinanderzusetzen.

Dieses »Denkmal« nimmt seinen Auftrag ganz wörtlich: Das Denken wird einem nicht abgenommen, es wird keine vorformulierte Botschaft verabreicht. An die Stelle einer klar aufbereiteten didaktischen Übersicht oder einer Lehre tritt das Eintauchen in die Komplexität persönlicher Mikrogeschichten und die Konfrontation mit den Widersprüchen der Geschichte. Aus den persönlichen Geschichten und Erfahrungen, die einem hier anvertraut werden, muss sich jeder selbst ein Bild machen. »Der Mensch ist widerspruchsvoll«, sagt eine Protagonistin einmal. Diese Widersprüche gelten nicht nur für die entgegengesetzten Rechtsordnungen, sodass die Kriminelle des einen Regimes zur Heldin des anderen werden kann, sondern auch für die Frauen selbst. Eine beispielsweise, die selbstbewusst im NS-Staat Widerstand geleistet hat, war später davon überzeugt, dass Widerstand bestraft werden müsse, wolle man den Sozialismus aufbauen.

Ich möchte hier noch ein persönliches Andenken einbringen. Erst bei meiner Beschäftigung mit dem Frauengefängnis an der Barnimstraße habe ich gelernt, dass auch die Gründerin der Schule hier einsaß, auf die ich selbst neun Jahre lang gegangen bin. Elisabeth von Thadden (1890–1944) war eine Reformpädagogin, die 1927 ein evangelisch geprägtes »Landerziehungsheim für Mädchen« in einem leeren Schloss in Wieblingen bei Heidelberg gründete, um diese Mädchen für Aufgaben in der Gesellschaft vorzubereiten. 1941 wurde die Schule verstaatlicht, um stärkere Kontrolle über diesen von christlich-humanistischen Werten geprägten Ort ausüben zu können. 1943 schleuste man einen Spitzel der Gestapo in den Freundeskreis der Leiterin ein, was zur Folge hatte, dass sie aufgrund ihrer regimekritischen Haltung verhaftet und ins KZ Ravensbrück eingeliefert wurde.⁶ Nach ihrem

⁶ Anlässlich des 70. Todestages von Elisabeth von Thadden am 8. September 2014 eröffnete die Gedenkstätte Ravensbrück am 13. 9. 2014 eine (Wander-)Ausstellung zur Biografie dieser widerständigen Protestantin und Reformpädagogin. Ein Kolloquium zur Ausstellung fand am Eröffnungstag statt.

Todesurteil am 1. Juli 1944 wurde Elisabeth von Thadden in die Barnimstraße überführt und am 8. September in Plötzensee hingerichtet. Sie gehört zu den dreihundert Frauen des Widerstands gegen den Nationalsozialismus, die in diesem Gefängnis ihre letzten Monate und Tage verlebten.

Das Denkmal als Gehmal und mobiles Psychokino

In unserer mit Bildern übersättigten Welt weist der iPod als Medium des Gedenkens in eine andere Richtung. Er produziert nur den Soundtrack eines Psychokinos, dessen Bilder jeder und jede im eigenen Kopf selber herstellen muss. Die Hörer müssen obendrein verschiedene Stimmen und ihre unterschiedlichen Sprachen, Akzente und Schwingungen aufnehmen, die sich nicht zu einer einfachen Geschichte oder Botschaft zusammenfügen. Hier wird kein klar vorgezeichnetes Gedenkritual absolviert, vielmehr wird man an die Hand genommen und an eine vergessene Geschichte herangeführt über ein Geflecht von Fragmenten, Episoden, Wahrnehmungen, Erinnerungen, Meinungen und nicht zuletzt: Wertungen, mit denen sich jeder für sich selbst auseinandersetzen muss.

In einer Zeit der Allgegenwart von Bildern, die auf Knopfdruck jederzeit und überall zugänglich sind, versagen uns diese Audiodenkmäler den so einfachen und scheinbar direkten visuellen Zugang zur Vergangenheit. Was man nicht sieht, muss man sich selbst vorstellen. Die Besucher werden dabei auf neue Weise aktiviert, denn nicht nur müssen sie sich die entzogenen Bilder selbst zurechtmachen, sie müssen sich auch mit dem Sinn dieses Denkmals selbst auseinandersetzen. Angestoßen werden sie dabei durch anonyme Frauenstimmen, die sich nicht zu einer einheitlichen Geschichte addieren und keine einfachen Botschaften vermitteln, sondern zum Zuhören, Einfühlen, Mitdenken und Fragenstellen anregen. Was man von diesem psychischen Kino lernt, bleibt jedem selbst überlassen. Dieser künstlerische Gedenkimpuls ist sowohl intim, emotional und subjektiv als auch ästhetisch distanziert und medial inszeniert. Wer sich diesem Parcours von 80 Minuten am historischen Ort aussetzt, erlebt keine Diktatur der Vergangenheit, sondern erhält die Chance einer persönlichen Begegnung und Auseinandersetzung mit Geschichte, die nicht nur kognitiv vermittelt, sondern auch sinnlich erlaufen und erfahren wird.

*Aleida Assmann ist emeritierte Professorin für Anglistik und
Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Konstanz.
aleida.assmann@uni-konstanz.de*

Spuren des GULag im postsowjetischen Russland

Die Geschichte der politischen Repressionen in der Sowjetunion stellte im postsowjetischen Russland nie ein beliebtes Thema öffentlicher Debatten dar. Lediglich in den ersten Jahren der Perestrojka war das Interesse an lange verschwiegenen Tatsachen kurz aufgeflammt. Heute, da die sowjetische Vergangenheit im großen Stil instrumentalisiert und ins Zentrum der patriotischen Rhetorik gerückt wird, um eine nationale Identität zu begründen, ist das Interesse an echter Aufarbeitung noch geringer. Bereits Anfang der 2000er-Jahre stellte der Soziologe Lev Gudkov fest, dass postsowjetische Ressentiments gegenüber dem Westen immer mehr um sich greifen würden und ein sich verfestigendes Feindbild entstanden sei. Dieses Feindbild habe sich als Basis der Gemeinschaftsbildung erwiesen.¹ Welche Dimensionen dieser »nationale Geschichtsmythos«² inzwischen angenommen hat, zeigt die in ihrem Ausmaß und ihrer Absurdität beispiellose feindselige Rhetorik im Zusammenhang mit den Ereignissen auf der Krim und im Südosten der Ukraine. Dieser Mythos reklamiert lautstark ein angebliches Recht, als unser kollektives Gedächtnis zu gelten, also als »die Gesamtheit von Vorstellungen von der Vergangenheit, die in einer bestimmten Gesellschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt vorherrschen und über die schließlich so etwas wie allgemeiner Konsens besteht«.³

Die Erinnerung an den staatlichen Terror und den GULag wird unter diesen Bedingungen an den Rand gedrängt. Das gilt insbesondere für jene Form des Erinnerns, die Aleida Assmann als ein »Erinnern, um niemals zu vergessen« bezeichnet und idealtypisch einem »Erinnern, um zu überwinden« gegenübergestellt hat, das mit der Vergangenheit nicht leben, sondern abschließen will.⁴ Dieses »Erinnern, um niemals zu vergessen«, das darauf abzielt, Akte und Erfahrungen der Repression im historischen Bewusst-

1 Lev Gudkov (Hg.), *Obraz vraga* [Das Feindbild], Moskau 2005, S. 58. Zur gesellschaftlichen Wirksamkeit postkommunistischer Identitätskonstruktionen vgl. auch Jutta Scherrer, »Russland verstehen? Das postsowjetische Selbstverständnis im Wandel«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 2014, 47–48, S. 17–26.

2 Aleida Assmann, *Der lange Schatten der Vergangenheit*. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik, München 2006, S. 263.

3 Maria Feretti, »Unversöhnliche Erinnerung. Krieg, Stalinismus und die Schatten des Patriotismus«, in: *Osteuropa* 55 (2005), 4–6, S. 45–55, hier S. 46.

4 Aleida Assmann, *Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur*. Eine Intervention, München 2013, S. 187–191.

sein zu verankern und vor dem Vergessen zu bewahren, wird nahezu ausschließlich von konkret und lokal ansetzenden zivilgesellschaftlichen Initiativen geleistet, deren Handlungsspielraum jedoch von staatlicher Seite Tag für Tag stärker eingengt wird. Bereits vor fast zehn Jahren äußerte die Kulturhistorikerin Jutta Scherrer die Sorge, die verschärfte staatliche Überwachung der Nichtregierungsorganisationen könne die wichtigsten Ansätze zur Aufarbeitung der sowjetischen Vergangenheit, für die vor allem der Verein Memorial steht, ersticken.⁵ Derzeit wird Memorial durch das im Juli 2012 in Kraft getretene Agentengesetz⁶ an den Rand des Ruins getrieben, gegen das sich der Verein vor dem Obersten Gerichtshof Russlands zu wehren versucht.⁷ Da Organisationen, die als »ausländische Agenten« gebrandmarkt seien, automatisch Misstrauen aus der Bevölkerung entgegenschlagen, erläutert die Leiterin des Russlandprogramms von Human Rights Watch, könnten sie »in ihren Analysen nicht mehr glaubhaft ihre Interessen verfechten [...] und ihre strategischen Empfehlungen werden nicht mehr berücksichtigt werden«.⁸

Da es in Russland heute faktisch keine realen Räume für zivilgesellschaftliche Initiativen mehr gibt, entwickelt sich das virtuelle Museum immer mehr zum Rettungsanker und vielleicht gar zum einzigen Ort, an dem die aus der Öffentlichkeit verdrängten Erinnerungen an den Gulag noch ihren Platz finden können. Wie schnell ein Museum in Russland seine physische Heimat verlieren kann, zeigt der skandalöse Fall des Museums Perm-36, in dem an die politische Unterdrückung in der Sowjetunion erinnert wurde. 1996 hatte der Unabhängige Gemeinnützige Verein »Perm-36« begonnen, eine Ausstellung zu erarbeiten, den Erhalt der Überreste des Gulag sicherzustellen und mit Bildungs- und Aufklärungsprojekten sowie insbesondere mit dem seit 2005 stattfindenden Internationalen Zivilgesellschaftlichen Forum »Pilorama« die Erinnerung wachzuhalten. Das Forum, das aus einem

5 Jutta Scherrer, »Russlands neue-alte Erinnerungsorte«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 2006, 11, S. 24–28. Zu Memorial siehe Evgenija Lezina, »Memorial und seine Geschichte. Russlands historisches Gedächtnis«, in: *Osteuropa* 64 (2014), 11–12, S. 153–164.

6 Gesetz N 121-FZ vom 20. 7. 2012, online unter: www.garant.ru/hotlaw/federal/409556/ [18. 3. 2015]. Das Gesetz verpflichtet alle gemeinnützigen Vereine, die »einer politischen Tätigkeit nachgehen« und »finanzielle Mittel oder anderes Eigentum von anderen Staaten, internationalen Organisationen oder ausländischen Organisationen, ausländischen Staatsbürgern oder Menschen ohne Staatsangehörigkeit« erhalten, sich selbst als »ausländische Agenten« registrieren zu lassen. Zu den Folgen des Gesetzes siehe Grigorij Ochotin, »Agentenjagd. Die Kampagne gegen NGOs in Russland«, in: *Osteuropa* 65 (2015), 1–2 [im Erscheinen].

7 Vgl. Daniel Wechlin, »Druck auf Bürgerrechtler. Teilerfolg für Memorial in Russland«, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 28. 1. 2015, online unter: www.nzz.ch/international/teilerfolg-fuer-memorial-in-russland-1.18470836.

8 Tatjana Lokschina, zitiert in: Tamsin Walker, »Russlands Kampf gegen NGOs mit Auslandsbeziehungen«, in: *Deutsche Welle*, online unter: www.dw.de/russlands-kampf-gegen-ngos-mit-auslandsbeziehungen/a-17849610.



Liedermacherfestival entstanden war, beschäftigte sich ab 2007 mit dem zentralen Thema »Die Welt der Unfreiheit und die Kultur«. All das fand auf dem Gelände der 1987 außer Betrieb genommenen »Arbeits- und Besserungskolonie Perm-36« statt, deren Gebäude im Großen und Ganzen im Originalzustand bewahrt wurden. Eigentümer des Geländes sowie der Gebäude ist der Staat; Träger des Museums und der Veranstaltungen in den Räumen der Gedenkstätte war der Verein »Perm-36«. 2012 beschloss die Verwaltung des Bezirks Perm die Gründung einer »Staatlichen autonomen Kulturstiftung »Gedenkstätte politischer Repressionen««. Die Leitung übernahm 2013 Tat'jana Kursina, die auch dem Unabhängigen Gemeinnützigen Verein »Perm-36« vorstand. Ab 2014 wurden dann alle Gelder, die zuvor dem Verein zugeflossen waren, an die neue staatliche Stelle umgeleitet, die auch die Verwaltung der Museumsgebäude und sonstigen Bauten auf dem Gelände übernahm.

Diese Umstrukturierung ging mit dem Versprechen einher, die Gedenkstätte mit mehreren Millionen Rubel zu fördern. Doch Anfang 2014 stellte die Bezirksverwaltung stattdessen die Zahlung der kommunalen Gebühren für das Museum ein, womit die Infrastruktur der Gedenkstätte faktisch funktionsuntüchtig wurde. Im Mai wurde dann Tat'jana Kursina ihres Amtes enthoben und eine neue Direktorin bestellt. Daraufhin kündigten nahezu alle langjährigen Mitarbeiter der Gedenkstätte, und die neue Direktorin machte sich daran, einige Gebäudeteile entsorgen zu lassen. Die bisherige Ausstellung soll nun durch eine neue ersetzt werden, die nicht nur an den Gulag erinnert, sondern, so ein Vertreter der Bezirksverwaltung von Perm, »an die gesamte Geschichte der Repressionen – von der Zeit Boris Godunovs bis in die Sowjetära, einschließlich des Schicksals des letz-

ten Zaren und der Familie Romanov«. ⁹ Anschuldigungen gegen den Verein »Perm-36« wurden in feindseligem Ton geäußert – man warf ihm vor, Nazi-propaganda zu verbreiten, weil im Lager auch einige wegen Kollaboration mit den deutschen Besatzern verurteilte Häftlinge eingesperrt hatten. ¹⁰ Während der Kampf um das Museum Perm-36 andauerte, waren Informationen des Vereins ausschließlich im Internet verfügbar, und die Mitarbeiter träumten davon, die ganze Ausstellung in das Format eines virtuellen Museums zu überführen, da sie ja nicht mehr auf das Gelände gelassen wurden. ¹¹ Weil jedoch die Arbeit des Vereins laut Satzung mit dem Areal der Gedenkstätte Perm-36 verbunden sein muss, blieb ihm vorläufig nur die Selbstauflösung. Diese hat der Vorstand Anfang März 2015 bekannt gegeben. ¹²

Natürlich kann es nicht die zentrale und einzige Aufgabe virtueller Museen in Russland sein, Institutionen eine letzte Zuflucht zu bieten, so wichtig diese Funktion auch sein mag. Andernfalls drohten sie zu einem »billigen technokratischen Abklatsch realer Museen« zu werden, denn »das digitale Museum sollte reale Museen nicht kopieren, sondern funktional und inhaltlich erweitern«. ¹³ Ich werde nun einige Projekte vorstellen, die diesem Anspruch auf ein »funktionales sowie gehaltvolles Gedenken an den Gulag« in Russland gerecht werden könnten.

Eine der größten Einrichtungen dieser Art ist das Virtuelle Museum des Gulag. Es wird von der Petersburger Sektion von Memorial betrieben und ersetzt ein nationales Gulag-Museum, das es in Russland bislang nicht gibt. ¹⁴ Die Initiatoren weisen entsprechend darauf hin, dass es kein gemeinsames Gedenken an den Gulag in Russland gebe, dass der Gulag in Russlands heutiger Kultur keine Rolle spiele und daher das »notwendige Bindeglied zwischen Wissen und Verstehen, zwischen Fakt und Ereignis, zwischen

- 9 Anastasija Sečina, »Gosudarstvennyj Muzej repressij. Muzej istorii političeskich repressij »Perm'-36« budet rabotat' pod kontrolom gosudarstva« [Staatliches Museum der Unterdrückung. Das Museum der Geschichte politischer Repression »Perm-36« wird unter staatlicher Kontrolle arbeiten], in: *Radio Svoboda*, 27. 7. 2014, online unter: www.svoboda.org/content/article/25473051.html.
- 10 Ausführlich dazu Daniel Seifert, »Die Gedenkstätte »Perm-36« in Russland«, in: *Gedenkstättenrundbrief 176* (Dezember 2014), S. 39–50, online unter: www.gedenkstaettenforum.de/nc/gedenkstaetten-rundbrief/rundbrief/news/die_gedenkstaette_perm_36_in_russland.
- 11 Gespräch mit Tatjana Kursina am 6. 12. 2014. Die Seite des Vereins ist unter www.perm36.ru zu finden.
- 12 Vgl. die Bekanntmachung »Avtonomnaja nekommerčeskaja organizacija Memorialnij Centr Istorij Političeskich Repressij »Perm'-36« (ANO »Perm-36«) prekashaet svoju dejatel'nost' i načinaet proceduru samolikvidacij« [Der Unabhängige Gemeinnützige Verein »Gedenkstätte zur Geschichte politischer Repression »Perm-36« stellt seine Tätigkeit ein und beginnt mit der Selbstauflösung], online unter: www.perm36.ru/de/novosti/museumsnachrichten/724-ano-zakryvaetsya-rabota-prodolzhaetsya.html.
- 13 Tom Fürstner, »Das virtuelle Metamuseum«, online unter: [www.virtuelles-museum.at/stories/storyReader\\$13](http://www.virtuelles-museum.at/stories/storyReader$13).
- 14 Vgl. die Website des Museums unter www.gulagmuseum.org/showObject.do?object=3315723&language=1.

Erfahrung und Gedenken« fehle.¹⁵ Das Virtuelle Museum des Gulag enthält eine Datenbank aller bestehenden Denkmäler und der in sie eingeschriebenen Spuren des Terrors. Auf diese Weise versammelt es thematisch wie räumlich die gesamte Bandbreite der Erinnerung an den Gulag in Russland. Alle Beschreibungen einzelner Denkmäler verlinken wiederum kreuz und quer auf andere Denkmäler. Überblicksartikel bieten Basisinformationen über die Orte, die mit ihnen verbundenen Ereignisse und die dazugehörige wissenschaftliche Literatur. Dieses sorgsam zusammengestellte Archiv, das kontinuierlich weiterentwickelt wird – eine Art Enzyklopädie des Gulag –, ist der Aufgabe verpflichtet, die Erinnerung an »den kommunistischen Terror [...] zu einem integralen und unveräußerlichen Bestandteil des nationalen Gedächtnisses« zu machen und die »fragmentarischen Erinnerungen an lokale Ereignisse« durch die Offenlegung des »ihnen gemeinsamen Wesens miteinander zu verbinden«.¹⁶ Das Projekt ist also der Mission von Memorial verpflichtet – nationale Mythen mithilfe der Geschichtswissenschaften zu zerstören und durch den Zusammenschluss der Zeugnisse einer Vielzahl regionaler Museen eine Grundlage für ein kollektives Gedächtnis zu schaffen, das nicht auf einzelne Gebiete oder Völker Russlands beschränkt bleibt. Das Virtuelle Museum überwindet zudem Sprachbarrieren, da die Informationen nicht nur auf Russisch, sondern auch auf Deutsch und Englisch zur Verfügung gestellt werden, wenngleich nicht in vollem Umfang.

Wer weiß, mit welchen politischen und finanziellen Schwierigkeiten jeder konfrontiert ist, der sich heute in Russland mit der Erforschung des Gulag und der Bewahrung der Erinnerung an ihn beschäftigt, kann die Tragweite dieses Vorhabens ermessen. Allerdings können die »neuen didaktischen Möglichkeiten digitaler Kulturvermittlung«¹⁷ bislang noch nicht genutzt werden. Die Initiatoren sind sich voll und ganz des Umstands bewusst, dass die vorhandene Datenbank noch kein *echtes* virtuelles Museum darstellt, arbeiten aber auf ein solches hin. Geplant sind »Multimediapräsentationen der Exponate« und ein »ausgearbeitetes System virtueller Exkursionen«. Schon jetzt können den digitalisierten Ausstellungsstücken in der Datenbank aber natürlich wesentlich mehr Hintergrundinformationen beigegeben werden, als dies in einem traditionellen Museum möglich wäre. Die einfachste Aluminiumschüssel etwa, die sich als materielles Exponat einer Ausstellung zwischen Dutzenden ähnlichen Gegenständen verlieren würde, findet in einem virtuellen Museum Raum für ihre Geschichte.¹⁸ Dank der Querverweise zeigt sich dieser simple Gegenstand eingebettet in

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Fürstner, »Das virtuelle Metamuseum«.

¹⁸ Siehe den Artikel »Miska« [Schüssel], online unter: www.gulagmuseum.org/showObject.do?object=44381166&language=1.

die Alltagsgeschichte des »Lebens in der Unfreiheit« im entsprechenden Themenbereich der Website und ist zugleich einem konkreten geografischen Ort der Erinnerung an den Gulag zugeordnet.

Einen Sonderfall stellt das real existierende Gulag-Museum in Moskau dar, das für seine neue Konzeption online ebenfalls mit dem Anspruch wirbt, ein »Gulag-Museum für die ganze Nation« sein zu wollen. Das Museum besteht seit 2001 und hat jüngst neue Räume im Stadtzentrum erhalten, in denen es noch 2015 wiedereröffnet werden soll. Im Unterschied zur großen Mehrzahl der dem Gulag gewidmeten Gedenkstätten ist das Moskauer Museum eine durch und durch staatliche Einrichtung. Es wird aus dem öffentlichen Haushalt finanziert und ist dem Kulturamt der Stadt Moskau unterstellt.¹⁹ Die Autoren des neuen Museumskonzepts sehen ihren größten Handlungsbedarf im derzeitigen Fehlen einer »umfassenden und systematischen Aufarbeitung des Phänomens Gulag«. Als »einziges staatliches Museum, das ausschließlich den Stalin'schen Repressionen gewidmet ist«, setzt sich die Institution deren »umfassende und systematische Aufarbeitung« zum Ziel und möchte eine »entsprechende analytische und pädagogische Erfassung der Ereignisse vorlegen«.²⁰ Die riesigen Ausmaße des Projekts – die Ausstellungsfläche wird auf 1800 Quadratmeter vergrößert, zudem soll das Museum eine eigene Bibliothek, große Lagerräume sowie einen »Garten der Erinnerung« erhalten²¹ – sind im Vergleich mit den bisherigen Miniaturmuseen, die in der Regel von regionalen zivilgesellschaftlichen Initiativen getragen werden, schlicht erschütternd, insbesondere angesichts der chronischen Unterfinanzierung der Projekte von Memorial sowie des Skandals um das Museum Perm-36. Es ist durchaus möglich, dass dieses Moskauer Museum, das sich als »Museum des Gewissens« in Stellung bringt und eine Erinnerung vom Typ »Erinnern, um zu überwinden«, etablieren soll, von den Behörden als Zentrum für die Entwicklung eines heutigen nationalen Gedenkens an den Gulag geplant wird.

Die Konzeption des Museums unterstreicht »die Notwendigkeit einer umfassenden und systematischen Aufarbeitung des Phänomens Gulag und ihrer Präsentation an einem Ort, dessen bequeme Erreichbarkeit für ein breites Publikum wichtiger ist als seine konkrete Verbindung zu diesem oder jenem historischen Ereignis«.²² Dies unterscheidet das Moskauer Museum von allen bis dato vorhandenen Gedenkstätten an den Gulag, die – seien sie real oder virtuell – immer mit ganz bestimmten Lagern verbunden sind und für die gerade die Authentizität des konkreten Orts von grundlegender Bedeutung ist. Das neue Museum in Moskau will auch qualitativ

¹⁹ Vgl. die Satzung des Museums unter www.gmig.ru/view/page/32.

²⁰ Vgl. »The Concept of Development of the Museum of Gulag«, online unter: www.gmig.ru/view/page/22.

²¹ Bilder der Räumlichkeiten sind zu sehen unter www.gmig.ru/view/news/85.

²² »The Concept of Development«, S. 10 f.

ein »neuartiger« Ort des Erinnerns an den Gulag sein, der nicht nur keinen unmittelbaren Bezug zu konkreten Lagern haben wird, sondern nicht einmal »zwangsläufig unmittelbar auf Fakten der Tragödie verweist«, da der Schwerpunkt bei der »substanziellen Durchdringung der sich aus ihr ergebenden Lehren« liegen soll.²³ In welchem Maße dies den Gründern gelingen wird, ist schwer zu sagen, da das Museum seine Tore noch nicht geöffnet hat. Fest steht, dass bei diesem Versuch, einen neuen Ort für ein offizielles Gedenken an den Gulag zu schaffen, der Akzent von der erinnerungspolitischen Bewahrung eines bestimmten »Ortes« und der mit ihm verbundenen Ereignisse und Erfahrungen darauf verlagert wird, das Wesen des Terrors und die aus ihm zu ziehenden Lehren darzustellen. Offen ist allerdings, wie aus einer solchen, mit einem repräsentativen Anspruch auftretenden Sammlung ein kollektives Gedenken an den Gulag erwachsen kann und ob die Besucher in einen lebendigen Dialog einbezogen werden.

Das kommunikative Element ist ein wichtiger Vorteil eines virtuellen Museums und seine zentrale Ergänzung zu den materiellen Exponaten. Es gibt bereits speziell für Museen entwickelte virtuelle Plattformen – in Deutschland etwa das Virtuelle Migrationsmuseum oder Computerspiele wie jenes, das für das Brüder-Grimm-Haus in Steinau geschrieben wurde.²⁴ Die Existenz solcher Technologien bedeutet natürlich nicht, dass jedes Museum sie nutzen muss, insbesondere wenn das Museum sich mit einer traumatischen Erfahrung befasst. In solchen Fällen scheint der Einsatz von Medien, die auf einen spielerischen oder unterhaltenden Zugang zur Thematik abzielen, in doppelter Hinsicht unangebracht: zum einen aufgrund ihres Mangels an Pietät gegenüber den Opfern und zum anderen aufgrund ihrer Unfähigkeit, anspruchsvolle Lern- und Reflexionsprozesse in Gang zu setzen. Der Gulag ist schließlich kein Märchen der Brüder Grimm.

Verwandelt sich ein virtuelles Gulag-Museum vollständig in eine Spielwelt, also in einen durch und durch animierten virtuellen Raum, besteht die Gefahr, dass ein »Erinnerungsort« verlorengeht. Dass diese Sorge keineswegs unbegründet ist, veranschaulicht das Beispiel eines Projekts, das die neue Leitung des staatlichen Museums Perm-36 in Auftrag gegeben hat. Ein Unternehmen aus Perm hat bereits den Prototyp einer speziellen Brille entwickelt, durch die die Besucher des Museums jede Zelle als dreidimensionale Abbildung sehen können – einschließlich virtueller Insassen. Zukünftig soll außerdem ein digitales Suchspiel die Besucher durch die Zellen führen, bei dem sie sich mit den virtuellen Häftlingen unterhalten kön-

²³ Ebd.

²⁴ Vgl. den Trailer zum Virtuellen Migrationsmuseum unter <http://virtuelles-migrationsmuseum.org/2014/02/19/trailer/>; sowie Burkhard Kling et al., »Location-Based-Services und Serious Games als innovative Vermittlungsansätze für Museen« unter www.mai-tagung.lvr.de/media/mai_tagung/pdf/2014/MAI-2014-Kling-PPT.pdf.

nen.²⁵ Für Besucher, die mit der Geschichte des Gulag auf diese Weise in Berührung kommen, würde die Kommunikation zu einem Spiel, mit der Folge, dass eine sowohl emotional als auch kognitiv anspruchsvolle Form des Erinnerns ebenso verhindert würde wie eine bewusste Erfahrung des realen Ereignisorts.

Sinnvoll und bereichernd sein kann der Einsatz neuer technischer Geräte und Medien hingegen im Rahmen von Projekten, in denen es darum geht, traumatische Erfahrungen von Opfern oder Berichte von Zeitzeugen authentisch zu vermitteln. Ein Beispiel sind im Internet abrufbare Interviews mit Zwangsarbeitern oder Überlebenden des Holocaust, die etwa Schulklassen zur Vorbereitung auf einen Museumsbesuch dienen sollen,²⁶ oder für Museen zum Holocaust, in denen Interviews mit Überlebenden wichtige emotionale Anknüpfungspunkte darstellen. Gespräche mit Opfern oder Zeitzeugen sind das am weitesten verbreitete Instrument der bestehenden Gulag-Museen. Auch das Staatliche Gulag-Museum in Moskau plant, solche Gespräche ins Internet zu stellen. Das von Sankt Petersburg aus unterhaltene Virtuelle Museum des Gulag hat das bereits getan, allerdings sind bislang lediglich fünf Interviews online verfügbar.²⁷ In ihnen erzählen ganz gewöhnliche Menschen von den Schrecken, die ihnen oder ihren Eltern widerfahren sind, als handele es sich um etwas ganz und gar Alltägliches. Solche Gespräche erweitern zusammen mit den Geschichten von Alltagsgegenständen das kommunikative Repertoire der Ausstellung, ohne das Gefühl der Authentizität zu zerstören.

Auf dem gleichen Prinzip beruht das Portal »Zwangsarbeit 1933–1945«, das eine historische Topografie über die Karte eines heutigen Geländes legt, sodass etwa beim Thema Zwangsarbeit in Deutschland gezeigt werden kann, dass diese während des Zweiten Weltkriegs nahezu überall stattfand.²⁸ Im Bezirk Perm zeigt eine interaktive Karte der Lager, wie viele in der Region einst existierten. Heute wächst dort wieder Wald, und man muss ein geschultes Auge haben, um noch Spuren des Gulag zu finden. Mit einem Klick auf eine bestimmte Stelle der Karte können jedoch die grundlegenden Informationen über die Lager und ihre jeweiligen Insassen aufgerufen werden.²⁹ Eine solche Art der Visualisierung verweist auf die Idee der Erin-

25 Gespräch mit den Entwicklern in Perm am 2. 12. 2014. Die Mehrzahl solcher Plattformen ist für kein spezielles Thema programmiert; die Entwickler, die sich nur für die technischen Möglichkeiten begeistern, füllen sie mit jeglichem Content, den ihre Auftraggeber wünschen.

26 Vgl. Cord Pagenstecher, »Online-Einstiege für Schulklassen. Zwangsarbeiter-Interviews in der Vorbereitung des Museumsbesuchs«, online unter: www.mai-tagung.lvr.de/media/mai_tagung/pdf/2014/MAI-2014-Pagenstecher-PPT.pdf.

27 Vgl. das Projekt »Ljudi i sud'by [Menschen und Schicksale]« unter www.youtube.com/playlist?list=PLGvrMPO_OSyN77y6_PG86mp3mABWSx-FJ.

28 Vgl. die von der Berliner Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft« verantwortete Webseite »Zwangsarbeit 1933–1945« unter www.zwangsarbeit-archiv.de.

29 Vgl. »Karta GULAGa [Karte des Gulag]« unter pmem.ru/index.php?id=32.

nerungstafeln. Da die meisten dieser Orte jedoch nur äußerst schwer zugänglich sind, werden sie auf einer virtuellen Karte der Region verzeichnet. In Städten hingegen können Erinnerungstafeln durchaus Wirkung entfalten, etwa bei dem Projekt, das die Moskauer Sektion von Memorial gemeinsam mit der Bürgerinitiative »Poslednij adres« (»Letzte Adresse«) verfolgt. Ihr Ziel ist es, »an den Fassaden der Häuser, in denen die vielen tausend Opfer politischer Repressionen ihren letzten Wohnsitz hatten, einheitlich gestaltete Erinnerungstafeln anzubringen«.³⁰ Die Perspektive wird hier umgekehrt: Nicht der reale Ort wird virtuell rekonstruiert, sondern die virtuelle Datenbank von Memorial, in der jeder denjenigen Menschen herausuchen kann, an den mittels einer Tafel erinnert werden soll, führt zu einem physischen Ort der Erinnerung. Aus der Visualisierung der Datenbank entsteht so im Laufe der Zeit ein Netz echter Erinnerungstafeln im städtischen Raum.

Abschließend gilt es zu unterstreichen, dass ein virtuelles Gulag-Museum im heutigen Russland gleichwohl nicht ausreicht, um die Erinnerung vor dem Vergessen zu bewahren. Es braucht auch authentische Orte und Objekte, auf die sich die digitalen Inhalte beziehen und an die sie rückgebunden werden können. Das kann eine Topografie der Lager sein, die über eine Karte des Bezirks Perm gelegt wird, oder eine App, die anzeigt, wenn man sich in der Stadt einem realen historischen Ort nähert. Es können auch Gegenstände aus konkreten Lagern sein, die in über ganz Russland verstreuten Museen aufbewahrt, aber in einem virtuellen Museum des Gulag zusammengeführt werden. Demgegenüber birgt es Risiken, zu einer vollständig vom realen Raum losgelösten und mit spielerischen Elementen ausgestatteten virtuellen Welt überzugehen, da der Besucher auf diese Weise die Verbindung zum ursprünglichen Ereignis nicht mehr herstellen könnte.

Aus dem Russischen von Volker Weichsel

*Vera Dubina, Historikerin, arbeitet als Referentin für Geschichte und Zivilgesellschaft im Moskauer Büro der Friedrich-Ebert-Stiftung.
vera.dubina@fesmos.ru*

³⁰ Vgl. die Projektbeschreibung unter www.memo.ru/d/180566.html.



Redaktion: Martin Bauer, Karsten Malowitz, Stefan Mörchen, Christina Müller
Redaktionsanschrift: Mittelweg 36, 20148 Hamburg
Telefon 040/41 40 97 84, Telefax 040/41 40 97 11
E-Mail: zeitschrift@his-online.de www.mittelweg36.de